

Michael Krüger

## „Es gibt eine Seuche, die Mensch heißt.“

Über Jakov Lind

Als Jakov Lind 1962 mit fünfunddreißig Jahren sein erstes Buch, *Seele aus Holz*, veröffentlichte, hatte er bereits Erfahrungen machen müssen, die für viele Leben – und für viele Bücher – ausgereicht hätten. Anders als die meisten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Generation – Christa Wolf, Günter Grass, Hans Magnus Enzensberger oder Heinrich Böll –, die in den letzten Kriegsjahren noch eingezogen wurden und zum Teil bis heute nicht wissen, wie ihre Namen in die Mitgliederlisten der faschistischen Jugendorganisationen gekommen sind, war Jakov Lind – gezwungenermaßen – einen Weg gegangen, wie er abenteuerlicher nicht zu denken ist. Es ist ein Wunder, dass er überlebt hat. Von diesem Wunder, das er selbst herbeigeführt hat, erzählt Jakov Lind in allen seinen Büchern. Unsere landläufigen Vorstellungen von einer stabilen Identität müssen wir über Bord werfen, wenn wir das Leben dieses Schriftstellers betrachten – er hat überlebt, weil er verschiedene Masken zu verschiedenen Identitäten tragen konnte, die ihn als einen je anderen zeigten. Es gehört zu den bewundernswerten Bravourstücken seines Lebens, dass er sich einmal sogar die Maske seines Todfeindes überstülpte, der ihn in seinem rassistischen Wahn um jeden Preis vernichten wollte.

Jakov Lind verbrachte seine staatlich verpfuschte Kindheit in Wien, wo er am 10. Februar 1927 als Sohn ostjüdischer Eltern als Jakov Landwirth geboren wurde. Muss man das Ostjüdische betonen? Ja, weil es ganz besonders die Ostjuden waren, die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf ihrer ‚Westwanderung‘ in die großen Städte des Habsburgerreiches – Wien, Prag, Budapest – mehr von ihrer neuen Heimat versprochen, als diese ihnen zu geben bereit war. W. G. Sebald hat dieses Problem als „komplexen Illusionismus“ beschrieben und in den Biographien und Werken ganz unterschiedlicher Künstler nachgewiesen. Man könnte es auch als Überidentifizierung bezeichnen. Der Aufbruch aus dem Shtetl und der sich anschließende intellektuelle Höhenflug, der der deutschsprachigen Literatur und der europäischen Kultur ein nie wieder erreichtes

Niveau beschert hat, ging so weit, dass man erst durch diesen Schub von einer Moderne sprechen konnte, die sich mit der Kultur der anderen Metropolen vergleichen durfte. Von Kafka bis Freud, Schnitzler bis Broch, Roth bis Canetti, Musil bis Kraus – alle diese Künstler, die wir heute mit jener unvorstellbaren jüdischen Renaissance verbinden, gehören dem Alter nach zu einer Generation, die für Jakovs Eltern selbstverständlicher Umgang waren. Aber anders als die meisten assimilierten Juden, die erst durch Hitler auf schmerzhaft Weise wieder daran erinnert wurden, welcher Religion sie zugehörig gewesen waren, gehören Jakovs Eltern zu jener Gruppe, „deren Attachement an Österreich“, wie Sebald schrieb, ein Phänomen besonderer Art war: „Theodor Herzl schwelgte bekanntlich eine Zeitlang in der Vision von Wien als einem neuen Jerusalem, und er wäre, sofern es sich hätte arrangieren lassen, bereit gewesen, die gesamte Wiener Judenschaft zur Einleitung einer jüdisch-christlichen Staatsutopie in den Stephansdom zur Taufe zu führen.“ Zu dieser Umwandlung Österreichs ins „heilige Land“ ist es bekanntlich ebensowenig gekommen wie zur Bekehrung des Österreichers zu einem Philosemiten. Das Gegenteil kommt der Wahrheit näher: Weil der Antisemitismus nicht ab-, sondern zunahm, konnte die zionistische Bewegung in Wien schnell Fuß fassen und eben auch Jakovs Eltern zur Auswanderung nach Palästina bewegen. Wie verschränkt und engstens verzahnt in jenem Teil der Welt zu jener Zeit das Schicksal der Juden mit dem Schicksal des gesamten Europas war, ist immer noch nicht hinlänglich untersucht worden, obwohl es als Faktum spätestens seit 1938 bekannt war. Bis heute stehen wir fassungslos und ohne wirklich überzeugende Antwort vor der Frage, wie schnell und reibungslos dieses einst liberale Mitteleuropa sich den wahnsinnigen Befehlen Hitlers fügen konnte; und das heißt auch: mit welcher Selbstverständlichkeit man auf die Moderne verzichtet hat, die für uns heute unverzichtbar geworden ist, um Mensch und Welt zu verstehen. Auch für Jakov Lind, den weitgereisten Weltbürger, war klar, dass er auf die Frage nach den prägenden Vorbildern für sein Schreiben nur Namen aus den jüdischen Kreisen der Donau-Monarchie nennen wollte. Von Brecht oder Thomas Mann war nicht die Rede.



1 Jakob Lind (Photo von Erica Loos)

Jakov besuchte das Zwi Perez Chajes-Gymnasium in Wien und war stolzes Mitglied der zionistischen Jugendorganisation ‚Barak‘ (was soviel wie Blitz heißt). Die Übersiedlung der Familie nach Palästina war beschlossene Sache; die Eltern fuhren voraus, die Kinder, Jakov und seine Schwester, sollten nachkommen. Aber nach dem Einmarsch Hitlers 1938 galten andere ‚Kursbücher‘, weshalb Jakov froh sein konnte, im Dezember 1938 mit einem Kinderflüchtlingstransport – der das ‚Reich‘ durchqueren musste – nach Holland zu entkommen. Man stelle sich vor: Ein elfjähriges Kind fährt, ohne Eltern, durch das Land, das sich gerade für den Genozid an den europäischen Juden rüstete, nach Holland, in ein Land, in dem es keinen einzigen Menschen kannte und dessen Sprache es nicht verstand. Aber damit nicht genug: Fünf Jahre später, 1943, da war Jakov sechzehn und Holland seit Jahren okkupiert, ging er mit gefälschten niederländischen Papieren zurück nach Deutschland, und dies ausgerechnet per Schiff. Aus dem Wiener Juden war ein gewisser Jan Gerrit Overbeek geworden, der auf einem Rheinschlepper quer durch Deutschland fuhr. Halt! – möchte man ausrufen, weil man solche Unbill einem jungen Menschen nicht zumuten will, aber Jakov, aus der Zeit und den ihn schützenden Lebensumständen gefallen, setzt noch eins drauf: Wie man aus zuverlässiger Quelle weiß, war er im letzten Kriegsjahr als Kurier einer Abteilung des Reichsschiffahrtsministeriums zugeordnet. Wenn man vom Zerfall einer homogenen Identität bei diesem Autor sprechen kann, dann hat sie hier ihren Ursprung. Lind schreibt: „Als Jan Gerrit Overbeek fühlte ich mich zum ersten Mal sicher. Es ist Wahnsinn, frei herumzulaufen, wenn man eigentlich im Lager sitzen soll. Wahnsinn vielleicht, doch macht solcher Wahnsinn zufrieden und glücklich.“

Was nach dem Ende des Krieges – das Jakov in Hamburg erlebte – passierte, hat der Autor in den drei Bänden seiner Autobiographie beschrieben: die Ausreise (wieder mit gefälschten Papieren) nach Palästina, die Enttäuschung über das dortige Leben, in dem er die alten Strukturen wiederzufinden glaubte, die Rückkehr nach Wien, die Übersiedlung nach London ... Er selbst beschreibt diese Odyssee im Rückblick: „Aus mir konnte nichts mehr werden, es war zu spät. Nacheinander war ich Schiffer auf einem Schlepper, Assistent eines Spions, Angestellter in einem Amt für Lebensmittelrationierung, Fischer im Mittelmeer, Straßenarbeiter in Jerusalem, Strandphotograph in Tel Aviv, Apfelsinenpflücker in Nathanya, Flugzeug-

kontrollleur bei der israelischen Luftwaffe, Verfasser von Kurzgeschichten, Herausgeber einer kleinen Wiener Zeitung, Privatdetektiv, Filmagent in London, Reisender in Skandinavien, Frankreich und Italien – und das alles war Teil meiner ‚Lehrzeit‘ als Schriftsteller. Jeder Tag war ein Prüfungstag [...].“

Ich kann mich gut daran erinnern, wie Jakov Lind Anfang der sechziger Jahre in Berlin aufkreuzte. Ein bulliger Typ, dem man ansah, dass seine Hände nicht nur Bleistifte gehalten hatten, mit einer Art Schnauzbart, wie ihn im 19. Jahrhundert Nietzsche populär gemacht hatte (und der in der deutschen Literatur der Gegenwart eigentlich Günter Grass vorbehalten war), ein stürmischer und begehrter Liebhaber und freigebiger Erzähler, der uns Geschichten auftischte, die wir – am Ende des Krieges geboren – ungläubig und begeistert anhörten. Zu Hause am Mittagstisch war ja immer behauptet worden, dass es unmöglich gewesen sei, den Fängen der Schergen von SA und SS zu entkommen und dass man sich hatte anpassen müssen, um nicht das Schicksal der Juden zu erleiden, und nun saß ein rhetorisch begabter Jude vor uns und erzählte, wie er es angestellt hatte, dass ausgerechnet das Reichsschiffahrtsministerium für seinen Lebensunterhalt aufgekommen war. In meiner Schulzeit in Berlin – immerhin dreizehn Jahre – habe ich keinen Juden kennengelernt, aber was dieser Jakov Lind verkörperte, war so grundverschieden von dem, was unsereiner sich unter einem Juden vorzustellen gelernt hatte, dass uns – wie man in Berlin sagte – die Spucke wegblieb. Es war mir, auch das sei bekannt, ziemlich gleichgültig, ob die Literatur von Jakov Lind nun die Fortsetzung von Kafka mit der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs war oder ob sich um ziemlich holzschnittartige Grotesken handelte – für mich gehörte dieser Autor seit der Veröffentlichung von *Eine Seele aus Holz* zu ‚meinen‘ Autoren – und immerhin hat die Freundschaft mehr als dreißig Jahre gehalten.

„Es gibt eine Seuche, die Mensch heißt“, lautete das Motto zu Linds zweitem Buch *Landschaft in Beton*. Und genau diese Sicht auf die Welt war es, die uns in der restaurativen Adenauer-Zeit faszinierte. In Linds Büchern wurde weder der ‚Humanismus der Bescheidenheit‘ bemüht, noch eine neue Sakralisierung der Kunst beschworen, in seiner Prosa wurde eine schwarze Welt gezeigt, in der Begriffe wie Vernunft, Tugend und Glück ausgeklammert waren.

Die deutsche Kritik hat Jakov Lind damals einen „genialischen Analphabeten“ genannt, was den Autor tief verwundet

hat. Vielleicht war dies einer der Gründe, warum Lind, der damals schon in London lebte (in der Nachbarschaft von Elias Canetti, der ihn stets verteidigt hat), fortan seine Bücher in englischer Sprache schrieb.

Und es gab einen zweiten Grund. In einem „Offenen Brief“ vom 28. März 1967 aus New York hatte Jakov Lind den jungen deutschen Schriftstellern mitgeteilt, was er von ihnen halte: nämlich (fast) nichts: „Etwas zu sagen haben heißt auf deutsch, eine humanistische Meinung zu verfechten. Und das sagt in einem Land von Spießern, die ab und zu (in den letzten fünfzig Jahren zweimal sogar) von der Tollwut besessen werden, allerhand. Wer auf deutsch nicht *sagt*, wie’s mit dem Zustand der deutschen Seele steht (von dem, was in der weiten Welt vor sich geht, braucht er nicht mal was zu erwähnen), wer’s auf deutsch nicht sagt, nicht sagen will, der hat nichts zu sagen [...] Der Provinzialismus ist die Ursache, nicht das Resultat des Selbstmitleids, das den Nebel mit Ausreden auf das Klima entschuldigt. Die deutsche Witterung für eine Literatur universaler Inhalte war immer schon schlecht, aber wirklich gute Schriftsteller deutscher Sprache – wie Kafka, Musil, Broch und Freud – haben sich nicht weiter drum gekümmert.“

Mit dieser überzogenen Philippika hat sich Jakov Lind von Deutschland verabschiedet. Er lebte in London, in New York, auf Reisen. Und den Sommer verbrachte er stets malend in einem Turm in dem kleinen Dorf Deià auf Mallorca, wo auch Robert Ranke-Graves lebte (und begraben ist). Von dort aus schaute er übers Meer in alle Himmelsrichtungen, aber seine ‚Heimat‘ hat er, trotz vieler Würdigungen und Preise, nie wieder in den Blick bekommen.

In seinem achtzigsten Lebensjahr ist Jakov Lind im Februar 2007 in London gestorben. Er hinterlässt uns eine verstörende Philosophie des Fressens und Gefressenwerdens, eine schwarze Erzählung aus den schwärzesten Zeiten des 20. Jahrhunderts, als der Frieden die Zeit zwischen den Kriegen war.

BILDNACHWEIS

Abb. 1: Deutsches Literaturarchiv Marbach [Datei 3018–30A].